

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 24 (1938)
Heft: 10

Artikel: Das lateinische christliche Schrifttum
Autor: Bieler, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-532235>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

stes, die bedenklich sind. Es ist darum nicht müssig, dass auch die Schule dieser Erscheinung an die Wurzel gehe, dass sie erziehe zur verantwortungsbewussten Selbständigkeit des Ausdrucks und damit zur Selbständigkeit des Eindrucks, der Anschauung, die dann in einer höheren Schulungsstufe auch lernen muss, sich selbst, seiner eigenen Anschauung und den Anschauungen anderer vorauszuschauen, sich ein Bild von den verschiedenen Anschauungen zu machen — das kann aber nur, wer gelernt hat,

selbst sich eine Anschauung zu bilden, nicht nur nachzuahmen. Befürchte niemand, dass so gebildete Menschen dann an den Notwendigkeiten des Lebens scheitern! Wer seine Eindrücke auszudrücken gelernt hat, der wird einen Geschäftsbrief schreiben können, ohne es je „gelernt“ zu haben, wenn er auch nicht so formvoll schreiben wird, wie ich es jüngst las: „Von der Anberaumung einer solchen Veranstaltung muss leider Umgang genommen werden.“

Walchwil am Zugersee. Otto Michael.

Mittelschule

Das lateinische christliche Schrifttum

Bedingungen und Grundrichtungen.

Die abendländische Kultur ist in der Hauptsache eine christlich-lateinische, getragen vornehmlich von keltischen und germanischen Völkern. Diese Völker stehen freilich nicht in gleicher Weise zu dem Gut, das sie verwalten und mehren sollen, schon nach den Umständen, unter denen sie mit jener Kultur bekannt wurden. Die Kelten waren schon romanisiert, als sie das Christentum annahmen, während sich die Germanen, die in die römische Kirche traten, hier einer durch Jahrhunderte gefestigten Einheit von Römertum und Christentum als etwas Neuem gegenüber sahen. Aus diesen geschichtlichen Bedingungen leitet sich eine gewisse Gegensätzlichkeit von romanischem und germanischem Christentum her — sie ist nicht erst von heute — und noch ein gutes Stück jüngster deutscher Problematik mag darin seine letzte Wurzel haben. Indes, die Einheit und der geschichtliche Zusammenhang des abendländischen Denkens muss unter allen Umständen erhalten bleiben — oder sollten wir nicht schon sagen, wiedergewonnen werden? Er kann es nur auf dem Boden des christlichen Glaubens. Als Kulturtatsache geht das Christentum auch den an, der in seiner Lehre nicht Gottes Offenbarung anerkennt, und noch der abendländische Gottesleugner ist Christ selbst in seinem Leugnen — ich brauche nur an

Nietzsches gigantisch tragischen Gotteskampf zu erinnern. In diesem Sinne versuche ich im folgenden mit grossen Strichen ein Bild des lateinischen christlichen Schrifttums zu zeichnen.

Der Gefahr, mit der Nötigung zu vereinfachen und zu verallgemeinern und dem Verzicht zu scheiden und zu klären, den ein solcher Ueberblick auferlegt, der „halben Wahrheit“ Vorschub zu leisten, bin ich mir voll bewusst. So will ich denn nur den geistigen Raum umreissen, in den dieses Schrifttum gestellt ist, und die Wege andeuten, auf denen es ihn durchmessen hat, mit anderen Worten, von den Bedingungen sprechen, unter denen die christliche Literatur stand, und von den Hauptrichtungen, die sie einschlug. Was ich davon zu sagen habe, gilt weithin für das griechische christliche Schrifttum so gut wie für das lateinische, teils, weil die Entwicklung hier wie dort annähernd die gleiche ist, nur dass der Osten um eine oder zwei Generationen vorauszueilen pflegt, teils, weil die griechische Theologie in vielem das Vorbild der lateinischen war, wie schon die reiche Uebersetzungsliteratur beweist, nicht minder aber auch die selbständigen Schöpfungen der Lateiner auf vielen Gebieten; zudem stehen beide durch das ganze Altertum in lebendigem Gedankenaustausch, wenn auch verhältnismässig selten ein bedeutender lateinischer Kirchenschriftsteller unmittelbar Schüler

eines griechischen Kirchenlehrers war, wie Hieronymus Schüler des heiligen Gregor von Nazianz. Aber das lateinische Schrifttum steht doch wieder unter besonderen Bedingungen, und die vorwiegend praktische Veranlagung des Römers weist auch dem christlichen Schrifttum des Westens die Richtung: im Gegensatz zu der dogmatischen Spekulation der Griechen über die Trinität und die Natur Christi stehen hier Fragen der Ethik und der Seelsorge im Vordergrund.

Seit die lateinische Literatur nach einem zweijahrhunderte währenden Ringen mit der griechischen unter Augustus in einer Epoche schöpferischer Nachbildung ihr Telos erreicht hatte, erschöpft sie sich mehr und mehr. Schon die Sprache verbraucht sich: vergleichen wir etwa im Deutschen die Sprache eines Durchschnittskopfes wie Eckermann mit der eines grossen Dichters wie Rilke, so wird gerade am Rangunterschied der Persönlichkeiten klar, wieviel die Sprache als Sprache in diesen hundert Jahren an Mächtigkeit und Lebensfülle eingebüßt hat. So auch im Lateinischen: der präpositionalen Ausdruck nimmt überhand, Komposita ersetzen das einfache Wort, die begriffliche Differenzierung verlangt ein Heer weitläufiger Nominalbildungen, der Konjunktiv beherrscht den Nebensatz, die sinnvolle Mehrdeutigkeit des Ausdrucks, der das alte Latein zu einem guten Teil seine Kraft und Straffung verdankt, geht zusehends verloren. Das Prinzip der Imitatio, von hohem Wert, solange es Wahren und Mehren künstlerischer Ueberlieferung durch grosse Persönlichkeiten bedeutet, wird ein Unheil, seit es zum Werkzeug technischer Virtuosität erstarrt. Endlich liegt lähmend über allem literarischen Schaffen die Macht der Rhetorenschule. Es ist hier nicht der Ort, die Frage nach den *causae corruptae eloquentiae* aufzurollen, die in jener Zeit mehr als einmal gestellt und sehr verschieden beantwortet wurde, nicht von der welfernen Kasuistik zu reden, mit der bei Seneca Rhetor und in den pseudoquintilianischen Deklamationen phantastisch konstruierte Rechtsfälle abgehandelt werden, oder gar von Stilübungen derart, wie Hans Gerstinger eine aus einem Wiener Papyrus herausgab, wo etwa Klytämnestra Orest, der ihr ans Leben will, in ebenso frostiger wie weitläufiger Rede das Widernatürliche des Muttermordes und die Berechtigung ihrer Tat auseinandersetzt. Unmittel-

bar geht uns hier jedoch an, dass die rhetorische Technik, ihres festen Bodens beraubt, als formales Prinzip immer mehr Einfluss auf die gesamte Literatur, zumal die Dichtung nimmt: bei Ovid beginnt das, Lucan ist für Quintilian *magis oratoribus quam poetis imitandus*, und im zweiten Jahrhundert kann der Rhetor und Dichter Florus, den natürlichen Sinn des Dichters für Form und Aufbau der Rede verkennend, allen Ernstes fragen, ob Vergil ein Dichter oder nicht vielmehr ein Redner sei. Dazu kommt noch ein anderes: Alfred Kappelmacher hat, soweit ich sehe, zuerst darauf hingewiesen, dass der Eintritt der Provinzialen in die Literatur ihr Bild wesentlich verändert; er beginnt zur Zeit der Bürgerkriege mit den Transpadanern Catull und Vergil, das erste Jahrhundert ruft die Spanier Columella, Seneca, Martial auf den Plan, das zweite die Afrikaner Fronto und Apuleius. Ein Gegenstück dazu sind die zahlreichen griechischen schreibenden Asiaten der östlichen Reichshälften: ich denke an die erbauliche Augustuslegende des Nikolaos von Damaskos, an die „Heiligen Reden“ des Ailius Aristeides aus Smyrna, an die Theosophie der Neuplatoniker, von denen die beiden literarisch fruchtbaren, Porphyrios und Iamblichos, aus Asien stammen, endlich an die sarkastische Leichenrede, die der Syrier Lukian der antiken Kultur gehalten hat. Auch Römer schrieben wieder griechisch: ich erinnere an die Epideikeia des Favorinus aus Arete, die Kriege des Appianus, das literarische Kuriositätenkabinett des Claudius Aelianus und an das Tiefste und Erlebteste von allem, die kleine Schrift des Kaisers Marc Aurel. Diese Entwicklung ist an der Sprache nicht spurlos vorbeigegangen (die Substanz der Sprache wird am ehesten angegriffen, wenn ein Fremder sie redet), mag auch der Grad der Aneignung nach Volksverwandtschaft, Dauer der Kulturbeziehungen, endlich und vor allem nach der Höhe der persönlichen Begabung und des Einfühlungsvermögens ein sehr verschiedener sein: Vergil ist Römer wie irgendeiner — die Transpadaner sind auch seit 49 v. Chr. römische Bürger —, Apuleius ist Afrikaner in jeder seiner Aeusserungen. Am Ende dieses Weges sehen wir den letzten bedeutenden Dichter in griechischer wie lateinischer Sprache, Nonnos und Claudio, aus Aegypten kommen; freilich ist Claudians Dich-

tung noch immer so römisch wie etwa die Reden des Duce caesarianisch, die des Nonnos bestensfalls so griechisch wie Hofmannsthals Elektra. Die Gefahr wurde früh empfunden; man suchte Rettung im Rückgreifen auf die älteste Zeit, in der die Sprache noch volle Kraft, unverbrauchtes Leben hatte. Doch diese schulmässig betriebenen Bemühungen — Fronto ist ihr Mittelpunkt — werden bald Manier wie der gleichzeitige Archaismus in der bildenden Kunst; man beschränkt sich in der Hauptsache darauf, der Sprache der Zeit mit allen ihren Schwächen durch Wörter und Wendungen, die man bei alten und ältesten Schriftstellern aufgespürt hat, einen neuen Reiz zu geben, und so geistern „Lesefrüchte“ aus Cato und Pacuvius, verschollene, oft kaum mehr verstandene Wörter, durch den archaischen Stil wie die Minne und Sälde durch die Goldschnittliteratur unseres neunzehnten Jahrhunderts.

Eine Erneuerung konnte nur vom Inhalt kommen; doch auch da herrscht Erschöpfung aller Orten: ein Leben ohne Geschichte, Jahrhunderte langer allzu sicherer Besitz überkommener Kultur, das Aufhören lebendiger Spannung in der *Res publica* seit dem Prinzipat bringt es mit sich, dass die Literatur ein blosses Spiel mit überlieferten Formen wird: romantische Verklärung der Geschichte wie in den *Punica* des Silius Italicus oder psychologische Unterhöhlung der Sage wie bei Valerius Flaccus zeigt zur Genüge, dass der Stoff längst nicht mehr als heiliger Bericht, als Vorbild und Sinnbild gegenwärtigen Lebens empfunden wird. So stand noch Vergil zur Äneassage, so Livius zur römischen Geschichte; der Dichter der Kaiserzeit hat zu seinem Stoff eine rein ästhetische Einstellung. Kleinformen, die das gesellschaftliche Bild der Zeit einfangen, überzogen am ehesten wie die *Silvae* des Statius und die Pliniusbriefe, erst recht, wenn die Angriffslust der Satire hinzukommt wie bei Martial, für uns wohl dem lebendigsten Autor an der Wende vom ersten zum zweiten Jahrhundert. Die wertvollste, bleibendste Leistung der Zeit ist ihre Fachwissenschaft: Grammatik, Recht, Medizin, Tierheilkunde, Landbau und Feldmesskunst. Eine Persönlichkeit wie Tacitus — als das Grösste an ihm erscheint mir das unheimliche Kulturbewusstsein, mit dem er die Symptome des Verfalls eines stolzen Baues erfasst und gezeichnet

hat — steht einsam und gegen ihre Zeit; wohl nicht durch Zufall ist er einer der wenigen Römer in der Literatur seit Augustus' Tod.

Neuen Inhalt gab erst das Christentum. Gewiss, seine frühesten Träger im Westen sind erst recht nicht Römer und auch die grossen Schriftsteller der Blütezeit stammen mit Ausnahme Papst Gregors aus den Provinzen: Hilarius und Ambrosius aus Gallien, Hieronymus aus Dalmatien, Isidorus aus Spanien, Tertullian und Augustinus aus Afrika. Gewiss, auch ihr Werkzeug ist dieselbe verbrauchte Sprache, auch sie sind zum grossen Teil durch die Rethoreschule gegangen, waren gelegentlich selbst Lehrer dieser Kunst, wie Laktanz oder Augustinus, auch sie stehen, soweit sie Formen der antiken Literatur nachahmen, in der stilistischen Tradition des Genos; aber gerade da wird deutlich, dass eben der Geisteschied: Kampf und Leben, brennende Fragen um letzte Dinge, Weltbetrachtung sub specie aeternitatis treibt sie zu literarischem Schaffen, die künstlerische Form ist alles andere als Selbstzweck, aber gerade weil sie aus Not, äusserer oder innerer, geboren wird, ist sie notwendig, echt, überzeugend, ist sie um soviel mehr als dort, wo sie ein gegebenes Thema ästhetischer Variation war. Und nicht nur der unerhörte Inhalt gibt der Sprache neue Kraft und Macht; der Zwang, ungewohnt fremde Vorstellungen, ungeahnt neue religiöse Tatbestände, ja alles menschliche Denken übersteigende heilige Geheimnisse in lateinische Worte zu kleiden, erweist sich in hohem Grade als sprachschöpferisch: das das aramäisch bestimmte Griechisch der heiligen Bücher, von denen Wort wie Gedanke letzten Endes immer ausgeht, bringt wohl vorhandene, doch kaum beachtete Sprachmöglichkeiten zur Blüte und die unerschöpfliche Gedankenwelt, die sie erschliesst, gibt Anstoß zu einem eben so kühnen wie glücklichen Bedeutungswandel. Schon einmal war in etwa Vergleichbares geschehen, zur Zeit, da unter dem überwältigenden Eindruck des griechischen Schrifttums Ennius seinem Volke eine Dichtersprache schenkte, Cicero eine philosophische und rhetorische Terminologie schuf,

und es wäre aufschlussreich, die beiden Vorgänge miteinander zu vergleichen: im allgemeinen wird jene erste Begegnung, dem Kulturalter entsprechend, die grössere Fülle „vitaler“ Kräfte in Sprache und Denken entbunden haben, ohne sich indes — trotz Renaissance und Humanismus! — an innerer Bedeutung wie an Weite, Tiefe und wohl auch Dauer der geschichtlichen Wirkung mit dieser zweiten messen zu können; auch erschliesst der so viel grössere Abstand, der die geistigen Welten jetzt im Vergleich zu damals trennt, nie gehaute Dimensionen fruchtbare Spannung, ganz abgesehen von dem grundlegenden Unterschied, dass sich dort zwei Kulturen auf gleicher Ebene begegnen, hier die für jene Zeit (und nur für sie!) repräsentative Ausprägung menschlicher Lebensform mit dem ewigen Worte Gottes. Wie weit sich die Inspiration als solche, mittelbar oder unmittelbar, auch auf den ange deuteten Vorgang der Sprachschöpfung auswirkt (*cognatos enim rebus oportet esse sermones*), sei eben nur zur Frage gestellt; spekulativer Theologie in enger Verbindung mit exakter philologischer Forschung wäre hier eine heikle, aber fruchtbare und anregende Aufgabe gestellt, die, wenngleich unmittelbar der griechischen Patristik zugewandt, doch zumindest im Falle der Vulgata auch für die lateinische ihre Bedeutung hätte. Wohl begegnen uns, seit sich die christliche Kirche nach innen und aussen gefestigt hatte, in wachsender Menge auch Werke, die mehr literarischer Ambition als seelischem Drang ihren Ursprung verdanken, aber sie bleiben am Rande der christlichen Welt, und es fehlt nie an Geistern, die das heilige Feuer stets von neuem entfachen. Und noch eins: die geistige Einheit, die schon im heidnischen Imperium Romanum, das sich ja nach dem

Zeugnis der Geschichtsschreiber als Fortsetzer und Vollender der alten Weltreiche betrachtete, die Völker des Altertums, über alle bleibenden Unterschiede, zur Einheit einer Kultur verband, verpflichtend auf die Ueberlieferung einer Geistes- und Lebensform, als deren Erben und Hüter sich die Besten dauernd fühlten, setzt sich jetzt auf höherer Ebene fort: in der Einheit der römischen Kirche und in ihrer fortdauernden Ueberlieferung, verpflichtend auf den einen Glauben und auf ein Leben aus diesem Glauben. Ganz anders als in der alten Literatur tritt hier Abstammung und Herkunft zurück, nicht als Phänomen an sich, das als solches unverkennbar und eindrucksvoll bestehen bleibt (es gibt eine geistige Form und deren stilistisches Widerspiel, die Augustinus mit Tertullian so unleugbar verbindet wie mit Apuleius, trotz aller Abstriche, die sich die „Africitas“ nach unserer heutigen Kenntnis der Dinge gefallen lassen muss), wohl aber in seiner Bedeutung als Antrieb und Wegweiser literarischen Schaffens. Wenn es etwa Heinrich Weinstock bezeichnend findet, dass der Griechen Platon von einem Wählen der Seele, der Afrikaner Augustinus von ihrem Erwähltwerden spricht, so sei dagegen mit allem Nachdruck gesagt, dass dieser bedeutsame Gegensatz sicher nicht in der griechischen oder afrikanischen Herkunft der beiden Denker, sondern einzig in den notwendig gegebenen Voraussetzungen ihres Denkens seinen zureichenden Grund hat: der afrikanische Platoniker Apuleius hätte so wenig von einem Erwählwerden wie irgendein griechischer Theologe von einem Wählen der Seele reden können; nicht das Blut scheidet die Fronten, die sich hier bilden, sondern der Geist.

(Schluss folgt.)

Freiburg.

Dozent Dr. Ludwig Bieler.

Umschau

Unsere Toten

† Prof. Dr. Anton von Castelmur, Luzern.

Am 19. April wurde im stillen Bergfriedhof von Disentis ein Gelehrter und Lehrer begraben, auf dessen hervorragende Geistesgaben und gewinnende Persönlichkeitswerte man für die näch-

sten Jahrzehnte grosse Hoffnungen setzen durfte. Stand er doch in der Vollkraft der Mannesjahre, als ihn der Herr des Lebens aus dem irdischen Wirken abberief. Die Todeskunde ergriff denn auch alle, die ihn kannten und liebten, aufs